

(Nachdruck verboten.)

15) Aufrechterung.

Roman von Leo Tolstoj.

Nabelais schreibt einmal, daß ein Jurist, dem man einst mit einem Prozeß kam, nach Hinweis auf alle möglichen Gesetze und Verlesung von zwanzig Seiten sinnlosen Juristenlateins den Prozeßitenden vorschlug, zu würfeln: gerade oder ungerade. Wenn gerade, so hätte der Kläger recht, wenn ungerade der Beklagte.

Genau so war es auch hier. Gerade diese und nicht eine andre Entscheidung wurde nicht deshalb angenommen, weil alle ihr beistimmten, sondern erstens, weil der Vorsitzende, der so lange resümiert, dieses Mal verärrmt hatte, zu sagen, was er immer sagte, nämlich daß sie als Antwort auf die Frage das Verdikt abgeben könnten: ja, schuldig, aber ohne böswillige Absicht auf das Leben; zweitens, weil der Oberst sehr breit und langweilig die Geschichte von der Frau seines Schwagers erzählt hatte; drittens, weil Rechljudow so erregt war, daß er die Fortlassung der Klausel betreffs Nichtvorhandenseins der böswilligen Absicht auf das Leben nicht bemerkte und glaubte, daß die Klausel: „ohne Absicht zu stehlen“ die Anklage hinfällig machte; viertens, weil Peter Gerassimowitsch nicht im Zimmer war — er war in dem Augenblick hinausgegangen, als der Obmann die Fragen und Antworten vorlas — und hauptsächlich, weil alle müde waren und gern bald freikommen wollten und deshalb der Entscheidung beistimmten, die alles bald beenden würde.

Die Geschwornen läuteten. Der Gendarm, der mit entblößtem Säbel an der Thür stand, steckte den Säbel in die Scheide und trat zur Seite. Die Richter setzten sich auf ihren Platz und die Geschwornen traten einer nach dem andern heraus.

Der Obmann trug mit feierlicher Miene den Fragebogen. Er trat an den Vorsitzenden heran und überreichte ihn. Der Vorsitzende las ihn durch, breitete sichtlich erstaunt die Hände aus und wandte sich an seine Amtsgenossen, um zu beraten. Der Vorsitzende war erstaunt, daß die Geschwornen nach Hinzufügung der ersten Klausel „ohne Absicht zu stehlen“, nicht auch die zweite „ohne böswillige Absicht auf das Leben“ hinzugefügt hatten. Das Ergebnis war, laut Verdikt der Geschwornen, daß die Maslowa nicht geraubt, nicht gestohlen, aber dabei einen Menschen ohne jeden ersichtlichen Grund vergiftet hatte.

„Sehen Sie, was die für eine Dummheit gemacht haben,“ sagte er zu dem Gerichtsmitglied links. „Das giebt Zuchthaus und dabei ist sie nicht schuldig.“

„Wieso nicht schuldig?“ fragte das strenge Gerichtsmitglied.

„Ganz einfach. Meiner Meinung nach kommt in diesem Falle Artikel 818 in Anwendung.“ (Der Artikel bestimmt, daß wenn der Gerichtshof das Verdikt ungerade findet, er die Entscheidung der Geschwornen aufheben kann.)

„Wie denken Sie?“ wandte sich der Vorsitzende an das gutmütige Gerichtsmitglied.

„Ich denke auch, daß man das müßte,“ sagte er.

„Und Sie?“ wandte sich der Vorsitzende an den ärgerlichen Richter.

„Auf keinen Fall!“ antwortete der bestimmte. „Die Zeitungen schreiben so wie so schon, daß die Geschwornen Verbrecher freisprechen; was werden sie erst sagen, wenn das Gericht sie freispricht! Ich gebe keinesfalls meine Einwilligung dazu.“

Der Vorsitzende sah nach der Uhr.

„Schade, aber was ist dabei zu machen.“ Und er reichte die Fragen dem Obmann zur Verlesung.

Alle standen auf und der Obmann las, von einem Fuß auf den andern tretend und dabei huffend, Fragen und Antworten vor. Alle Gerichtspersonen, der Sekretär, die Anwälte, sogar der Staatsanwalt, drückten Ersäunen aus.

Die Angeklagten sahen gleichgültig da; sie verstanden offenbar die Bedeutung der Antworten nicht. Wieder setzten sich alle, und der Vorsitzende fragte den Staatsanwalt, welcher Bestrafung er die Angeklagten zu unterziehen gedächte.

Der Staatsanwalt freute sich über den unerwarteten Er-

folg bezüglich der Maslowa und schrieb diesen Erfolg seiner schönen Rede zu; er sah irgendwo nach, stand auf und sagte: „Simon Martinkin möchte ich auf Grund der Artikel 1452 und 1453, Euphemia Woschikowa auf Grund des Artikels 1659 und Zekaterina Maslowa auf Grund des Artikels 1454 bestrafen.“

Alle diese Strafen waren die allerstrengsten, die nur in Anwendung kommen konnten.

„Der Gerichtshof zieht sich zur Urteilsberatung zurück,“ sagte der Vorsitzende und stand auf.

Nach ihm erhoben sich alle und begannen in dem erleichternden, angenehmen Gefühl, eine gute That vollbracht zu haben, hinauszugehen oder sich im Saale hin und her zu bewegen.

„Da haben wir doch ein ganz schändliches Urteil zu stande gebracht, Freundchen,“ sagte Peter Gerassimowitsch und trat an Rechljudow heran, dem der Obmann etwas erzählte.

„Wir haben sie ja ins Zuchthaus gebracht.“

„Was sagen Sie da?“ schrie Rechljudow, der diesmal die unaugenehme Familiarität des Lehrers gar nicht bemerkte.

„Nun, aber ganz gewiß,“ sagte er. „Wir haben in der Antwort nicht gesagt: „schuldig, aber ohne böswillige Absicht auf das Leben“. Der Sekretär hat mir sofort mitgeteilt, der Staatsanwalt hängt ihr fünfzehn Jahre Zwangsarbeit auf.“

„Die Entscheidung ist so getroffen,“ sagte der Obmann.

Peter Gerassimowitsch begann dagegen anzugehen und behauptete, es verstände sich von selbst, daß sie, da das Geld nicht von ihr entwendet sei, auch nicht die Absicht gehabt haben könnte, ihm das Leben zu nehmen.

„Ich habe aber doch die Antworten vorgelesen, bevor wir hinausgegangen sind,“ rechtfertigte sich der Obmann. „Niemand hat einen Einwand erhoben.“

„Ich war unterdessen aus dem Zimmer getreten,“ sagte Peter Gerassimowitsch. — „Aber wie konnten Sie die Zeit verpassen?“

„Ich habe gar nicht nachgedacht,“ sagte Rechljudow.

„So! Sie haben nicht nachgedacht.“

„Aber man kann das doch wieder gut machen,“ jagte Rechljudow.

„Nein. Jetzt ist's aus.“

Rechljudow schaute die Angeklagten an. Diese selben Menschen, deren Schicksal jetzt entschieden wurde, sahen immer noch ebenso unbeweglich hinter ihrer Barriere vor den Soldaten da. Die Maslowa lächelte über irgend etwas. In Rechljudows Seele regte sich ein schlimmes Gefühl. Vordem, als er ihre Freisprechung und ihr Bleiben in der Stadt vorausjah, war er unentschlossen, wie er sich gegen sie verhalten sollte. Denn dieses Verhältnis war schwer. Die Zwangsarbeit aber und Sibirien vernichteten mit einem Male die Möglichkeit jeder Beziehung zu ihr: das halbkote Bögeltchen würde nicht aufhören, in der Jagdtasche mit den Flügeln zu schlagen und an sich zu erinnern.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Vermutung Peter Gerassimowitsch wurde gerechtfertigt.

Nach seiner Rückkehr aus dem Beratungszimmer nahm der Vorsitzende ein Blatt Papier und las:

„Im Jahre 188 am 28. April hat im Namen Seiner kaiserlichen Majestät gemäß Entscheidung der Herren Geschwornen auf Grund der §§ 3, Artikel 771, 3, Art. 776 und Artikel 777 der Kriminalprozeß-Ordnung das Kreisgericht in R. in seiner Kriminalabteilung bestimmt: den Bauer Simon Martinkin, dreimunddreißig Jahre alt, und die Kleinbürgerin Zekaterina Maslowa, siebenundzwanzig Jahre alt, nach Aberkennung aller Standesrechte zur Zwangsarbeit zu verschicken: den Martinkin auf acht Jahre und die Maslowa auf vier Jahre mit den betreffenden Folgen für beide, laut Artikel 25 des Strafgesetzbuchs.“

„Die Kleinbürgerin Euphemia Woschikowa, dreimundvierzig Jahr alt, nach Aberkennung aller Sonderrechte, persönlicher und Standesrechte sowie Vorzüge, auf drei Jahre ins Gefängnis zu sperren, mit Folgen laut Artikel 49 des Strafgesetzbuchs. Die Gerichtskosten in dieser Sache den Verurteilten zu gleichen Teilen aufzuerlegen und im Falle von deren Unvermögen auf Kronrechnung zu über-

nehmen; die Beweisstücke in diesem Prozeß zu verän-
dern; den Ring zurückzuerstatten; die Gläser zu vernichten.“

Kartintin stand immer noch ausgereckt, die Hände mit
ausgespritzten Fingern an den Nähten, und bewegte die
Bäden. Die Wotschkowa schien ganz ruhig. Maslowa wurde
purpurrot, als sie das Urteil hörte.

„Ich bin unschuldig, unschuldig!“ rief sie plötzlich durch
den ganzen Saal. „Das ist ungerecht! Ich bin nicht
schuldig! Ich hab's nicht gewollt, nicht gedacht! Ich spreche
die Wahrheit, wahrhaftig!“ Und sie sank auf die Bank nieder
und schluchzte laut.

Als Kartintin und die Wotschkowa hinausgegangen
waren, stand sie noch immer auf ihrem Platz und weinte, so
daß der Wondarm sie am Ärmel ihres Sträflingskleids be-
rühren mußte.

„Nein, so kann es unmöglich bleiben“, sagte sich
Nechljudow. Er vergaß vollständig das schlimme Gefühl in
seinem Innern und eilte, seiner selbst nicht mächtig, in den
Korridor, um sie noch einmal zu sehen. In der Thür
drängte sich eine lebhaftere Menge herauskommender Ge-
schworne und Advokaten, die mit der Beendigung des
Prozesses zufrieden waren. Dadurch wurde Nechljudow einen
Augenblick an der Thür zurückgehalten. Als er aber in den
Korridor hinaus trat, war die Maslowa schon fern. Mit
schnellen Schritten, ohne an die Aufmerksamkeit zu denken, die
er sonst auf sich verwandte, setzte er ihr nach, überholte sie
und blieb stehen. Sie hatte bereits aufgehört zu weinen und
flammte nur jäh auf; dann trocknete sie ihr mit roten Flecken
bedecktes Gesicht am Ende ihres Brusttuches ab und ging an
ihm vorüber, ohne sich umzusehen. Er ließ sie vorbeigehen und
kehrte eiligst zurück, um den Vorsitzenden zu suchen; aber der
Vorsitzende war schon fortgegangen, Nechljudow erreichte ihn
erst im Portierzimmer.

„Herr Vorsitzender“, sagte Nechljudow, der in dem
Augenblick an ihn herantrat, als jener schon den hellen
Ueberzieher anzog und den Stock mit silbernem Knopf
aus der Hand des Portiers entgegennahm, „kann ich mit
Ihnen über den Prozeß reden, der soeben entschieden ist?
Ich bin Geschworne.“

„Aber gewiß, Fürst Nechljudow. Sehr angenehm, wir
haben uns schon getroffen“, sagte der Vorsitzende und drückte
ihm die Hand. Er erinnerte sich mit Vergnügen, wie munter,
besser als alle jungen Leute, er an jenem Abend getanzt
hatte, wo er Nechljudow begegnet war. „Womit kann ich
Ihnen dienen?“

„Es ist ein Mißverständnis bei der Antwort in Bezug
auf die Maslowa passiert. Sie ist unschuldig an der Ver-
giftung, und dabei hat man sie zu Zwangsarbeit verurteilt“,
sagte Nechljudow mit angezogenem finstrem Aufsehen.

„Der Gerichtshof hat das Urteil auf Grund der Ant-
worten gefällt, die auch von Ihnen abgegeben worden sind“,
erwiderte der Vorsitzende und bewegte sich zur Ausgangstür.
„Allerdings sind auch dem Gerichtshof die Antworten als nicht
der Sache entsprechend erschienen.“

Er erinnerte sich, daß er den Geschwornen hatte aus-
einandersetzen wollen, daß ihre Antwort: „Ja schuldig“,
ohne Ausschluß vorsätzlichen Totschlags, vorsätzlichen Tot-
schlag feststellte; daß das in der Eile aber von ihm vergessen
worden war.

„Ja, aber kann man denn den Fehler nicht wieder gut
machen?“

„Ein Grund zur Kassation ist immer zu finden. Da
müssen Sie sich an die Anwälte wenden“, sagte der Vor-
sitzende und bewegte sich, den Hut etwas auf die Seite
schiebend, weiter nach dem Ausgange.

„Aber das ist doch schrecklich.“

„Sehen Sie, der Maslowa stand eins von beiden
bevor“, sagte der Vorsitzende, augenscheinlich im Wunsche,
möglichst freundlich und höflich gegen Nechljudow zu
sein; dabei strich er den Badenbart über dem Rock-
tragen auseinander, sagte Nechljudow leicht am Ellbogen und
fuhr dann, gegen die Ausgangstür gewandt, fort: „Sie gehen
doch auch?“

„Ja“, sagte Nechljudow, kleidete sich schnell an und ging
mit ihm fort.

Sie traten in die helle, heitere Sonne und mußten als-
bald infolge des Geräusches der Räder auf dem Pflaster lauter
sprechen.

„Sehen Sie, das ist eine eigentümliche Situation“,
fuhr der Vorsitzende mit erhöhter Stimme fort, „Ihr,
dieser Maslowa, stand eins von beiden bevor: entweder

nahezu Freisprechung, Gefängnisstrafe, wobei die Zeit, die sie
schon gefessen, mitangerechnet werden konnte, — ja sogar nur
Haft, — oder Zwangsarbeit; dazwischen giebt es nichts.
Wenn Sie die Worte hinzugefügt hätten: „aber ohne
Vorsatz, den Tod herbeizuführen“, so wäre sie freigesprochen
worden.“

„Unverzeihlich, daß ich das verjäumt habe“, sagte Nechljudow.

„Darauf beruht die ganze Geschichte“, sagte der Vor-
sitzende lächelnd und sah nach der Uhr.

Es waren nur noch drei Viertelstunden bis zur letzten
Frift, die für Klara festgesetzt war.

„Jetzt wenden Sie sich, wenn Sie wollen, an einen An-
walt. Nötig ist, einen Grund zur Kassation zu finden. Den
kann man immer finden. — Nach der Dworjanskaja“, ant-
wortete er einem Droschkenkutscher, „dreißig Kopeken, mehr
bezahle ich nie.“

„Euer Exzellenz, bitte sehr.“

„Meine Empfehlung. Wenn ich mit irgend etwas dienen
kann: Hans Dwornikow in der Dworjanskaja; leicht zu be-
halten.“

Und er verneigte sich höflich und fuhr davon.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Das Gespräch mit dem Vorsitzenden und die reine Luft
hatten Nechljudow etwas beruhigt. Er dachte jetzt, die
Empfindung, die er durchgemacht, sei infolge des unter so
ungewöhnlichen Umständen verbrachten Morgens von ihm
übertrieben.

Allerdings ein wunderbar, erschütterndes Zusamen-
treffen! Man mußte unbedingt alles mögliche thun,
um ihr Los zu erleichtern, und mußte das bald thun.
Sofort. Ja, man mußte hier im Gericht erfahren, wo
Janarin oder Milischin wohnte. Er entsann sich zweier be-
kannter Advokaten.

Nechljudow kehrte in das Gericht zurück, nahm seinen
Ueberzieher ab und ging nach oben. Schon im Korridor des
ersten Stockwerks begegnete ihm Janarin. Er hielt ihn an
und sagte, daß er ein Anliegen an ihn hätte. Janarin kannte
ihn von Angesicht und dem Namen nach und sagte, er würde
ihm gerne in jeder Beziehung gefällig sein.

„Ich bin allerdings etwas abgespant . . . aber wenn
es nicht lange dauert, so erzählen Sie mir Ihre Angelegen-
heit; kommen Sie, hier.“

Janarin führte Nechljudow in irgend ein Zimmer, wahr-
scheinlich in das Arbeitszimmer irgend welches Richters. Sie
setzten sich an den Tisch.

„Nun, mein Herr, um was handelt es sich?“

„Vor allen Dingen möchte ich Sie bitten“, sagte Nechljudow, „daß niemand erfährt, daß ich an dieser Sache be-
teiligt bin.“

„Gewiß. Das versteht sich von selbst. Also . . .“

„Ich war heute Geschworne, und wir haben ein Weib
zu Zwangsarbeit verurteilt, die — unschuldig ist. Das
quält mich.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Tölzer Kunst.

Gell leuchten die Gesichter der Bauern und der Fremden auf,
und eine hell leuchtende Erscheinung wächst dort an der Straßen-
biegung in den grünen Rahmen der oberbayerischen Landschaft
hinein. Ein Wagen, von geschmückten Ochsen oder Pferden gezogen,
reich beladen mit Hausgerät, geführt von dem einen oder andern
lustigen Burschen, zieht langsam des Wegs daher. Freude ringsum:
es ist ein „Kammerwagen“; er bringt die Aussteuer der Braut in
ihr künftiges Heim. Und er bringt auch sie selber: hoch oben auf
all den Kästen und Geräten sitzt thronend die Braut . . .

Wie lange noch die oberbayerische Sitte des „Kammerwagen-
fahrens“ sich halten wird, wer weiß es? Sie gehört einer noch
lange nicht verschwundenen, aber längst schon einschrumpfenden Welt
an: der stammeseigenen Kultur jenes Landes zwischen Zimthal und
Narthal, das durch seine „Haberfeldtreiben“ so geheimnisvoll be-
rühmt war, und dessen heimische Kunst wohl noch lange den Kunst-
freund reizen wird, wann auch der letzte „Tölzer Kasten“ in einem
Museum eingespart sein wird.

Einst blühte dort diese Kunst so reichlich, daß die Ausfuhr
dieser Kästen isarabwärts zum Stolz des Landes gehörte. Im
Jahr 1863 war es zum letztenmal, daß eine solche Sendung durch
Tölzer Flößer hinabging ins Unterland, das ihrer inmitten der
modernen heimatlosen Industrie nicht mehr bedarf. Droben im
Narthal waren es Bauern, die in Dörfern und Märkten neben

ihrem Feldbau auch noch das Handwerk der „Kistler“ betrieben. Sie verfertigten die Möbel, die den Kammerwagen füllen sollten, zumal eben die „Tölgler Kästen“. Aus Fichtenholz die Hauptteile, angelegt auf Brauchbarkeit, klar in der Konstruktion, arm an tektonischer Gliederung; aus Lindenholz die seit dem 16. Jahrhundert üblichen Schnitzereien am Möbel. War dieses soweit fertig, so begann die Arbeit der Frauen: das Bemalen, allerdings wohl erst seit der Zeit des Kofoto. Meist wurde Leimsfarbe verwendet, mit nachfolgendem Firnis. Die Farbe vermied jede Imitation. Die Grundfarbe war meist blau, seltener grün; die biblische Bemalung erstreckte sich auf Blumen und Früchte der Heimat, die in kräftigen Farben aufgetragen wurden. Wer je diese schlichten Kunstwerke gesehen, in denen sich die Originalität und Traulichkeit der süddeutschen Wohnungen wie in einem Centrum zusammenfaßt, wird sie nie vergessen. Ich habe sie droben in einsamen Bauernhütten gesehen, wo sie — wenn nicht schon vom Liebhaber wegelaufen — von den Vätern her stehen. Ich habe sie in einsamen Ecken jener mit aller gegenwärtigen Kunst errichteten Villa des Herrn v. S. gesehen, die nahe bei Tölz wie eine moderne Wartburg in die Alpen hineinblickt. Ich habe sie endlich — am klarsten und reichlichsten — gesehen in dem prächtigen Buch von Franz Zell: „Bauernmöbel aus dem bayerischen Hochland“ (Frankfurt a. M., S. Keller, 1899), aus dem einige unsrer vorangehenden Notizen stammen.

Daß es nicht die Kästen, Truhen und sonstigen Möbel allein seien, in denen sich der künstlerische Geist jenes Volkstammes ausspricht, läßt sich von vornherein denken; und tatsächlich genügen einige Blicke ins Nationalmuseum zu München, in die kunstgewerblichen Stätten zu Partenkirchen und in andre örtliche Sammelpunkte, um ein weites Reich lokaler Volkskunst zu erschließen. Welche Fülle von Leistungen hat nicht die einzige Stadt Weilheim durch ihren Angermeier, ihren Krumber, ihren Deyler in die Welt hinausgeschickt! Nach einem „oberbayerischen Lokalmuseum“, das ein zentrales Bild dieser gesamten Kunst geben sollte, rief vor einiger Zeit ein Artikel in der Zeitschrift „Kunst und Handwerk“. Manche kleine Sammlung war da genannt; aber gerade die eine fehlte, die so breit und tief in das jahrhundertlange Kunstleben jenes Landes hinein läßt, und die gerade in der Heimat der „Tölgler Kästen“ erwachsen ist, auch wenn just nicht diese Möbelarbeiten, sondern andre Zweige des oberbayerischen Kunstgewerbes ihren Stamm bilden.

Herr Bezirksgeometer Standinger in Krankenheil bei Tölz ist ein braver Mann. Er hat gesammelt und gesammelt, bis ihm sein Häuschen über den Kopf vollgeproppelt war und die Bauern anfangen, ihren Urväter-Hausrat den neu anrückenden Liebhabern so in die Höhe zu treiben, wie es sonst die Länderspekulanten oder die Kriegslieferanten thun. Aber nun hat er auch etwas, um das sich die Kunsthistoriker reißen können und die Kunstbehörden der sogenannten Kulturstaaten reißen könnten und sollten, wenn — . . . Zwar einiges ist der Art nach bereits bekannt und auch anderswo vorhanden, wenigleich kaum irgendwo in solcher Fülle wie hier. Wer je zu München im Nationalmuseum bewundernd vor den Eisenblechnitzereien Christof Angermeiers gestanden, wird hier von der ganzen Breite dieses Kunstzweigs, dem jene Spezialwerke angehören, erst den rechten Eindruck bekommen. Wer wollte alle diese elfenbeinernen Madonnen, Christusse, Relieffporträts usw. aufzählen, — wer all die Kombinationen beschreiben, in denen das Eisenblech mit andren Stoffen wie Holz oder Zinn verwendet ist, wer den Humor andeuten des hölzernen Pilgers mit seinem Egerl? Wohl ebenfalls nur ein Glied einer einigermaßen gut bekannten Kunstproduktion sind die Holzschnitzereien. Den ganzen Reichtum dieser Kunst Oberbayerns allein, der schon würdig wäre, in einem Museum verehigt zu werden, das zu dem schleswig-holsteinischen Thaulow-Museum in Kiel ein interessantes Gegenstück darbieten würde, lernt man allerdings nicht gerade hier am besten kennen; allein manches von diesem Vorrat, teils bemalt, teils nicht oder nicht mehr bemalt, neben heiligen Figuren auch z. B. romanisch stilisierte Löwen, ein Lanzknecht aus dem 16. Jahrhundert u. v. a. ergänzt meine Kenntnisse dieses Zweiges. Sehr wichtig aber scheint mir hier die Specialität eingelegter Holzarbeiten zu sein. Zum Teil sind es prachtvolle Renaissanceverle. Unter den Formen der Einlage-Arbeit, namentlich in Tischern, fallen besonders rundliche Gebilde auf, figürliche und architektonische, die an osteuropäische Kuppelformen, an altchristliche Figurenbilder und dergleichen mehr erinnern. Ich habe ähnliches im Kirchenschatz der großartigen Notofotische zu Otobauern gesehen, besah auch selber einmal ein solches Tischchen, vielleicht eine Tiroler Arbeit des 18. Jahrhunderts; ein Kenner der oberbayerischen Kunst vermutet hier slavische Einflüsse — jedenfalls ist es eine seit Jahrhunderten heimische Art. Hierher gehören auch die reichen Einlageverle mit anderem Stoff, die allenthalben als „Boule“-Arbeiten wohlbekannt sind und hier in einer hübschen Menge von Schmittkästchen und dergleichen wiederkehren.

Auf eine wahrscheinlich lange blühende Specialität des Kunstgewerbes weisen Hafnerarbeiten aus Schliersee hin: mehrere Christusbilder aus Thon, und natürlich die allbekanntesten alten Oesen. Aus einer Art von weißem Thon und aus Glas, mit selbständigen Malereien, sind zahlreiche Krüge vorhanden; dann andre Werke aus blauem Glas, aus Majolica usw. Eine besondere Freude bereiten dem Freund „altdentscher“ Kunst die vielen Krüge aus Zinn, zum Teil mit symbolischen Gravierungen und dergleichen; ihre Formen

entfallen eine Welt von geometrischer Phantasie. Das vielleicht wertvollste Werk der ganzen Sammlung mag eine Schüssel mit Kame sein, in den vornehmsten und reichsten Formen der Renaissance gehalten, würdig eines Benvenuto Cellini; ihre, meist symbolischen, Reliefgebilde zu beschreiben, würde einen ganz eignen Anlauf erfordern. Am interessantesten im speziellen Sinn dieses Worts ist ein oder das andre Unikum: vor allem ein altes Lederkästchen mit Goldprägung, innen mit Elfenbein und landschaftlicher Malerei geschmückt; aus dem Besitz des letzten Prälaten von Kloster Benediktbeuern; u. dgl. m. Manche reizende Ornamentmalerei der Renaissance (eine von ihnen auf der Rückseite zweier Orgelflügel, wahrscheinlich von Peter Candib), zahlreiche Uhren, mannigfaltige Werke aus getriebenen Kupfer, und was sonst in solchen Sammlungen mehr oder minder typisch ist; endlich Musikinstrumente: eine Laute, ein Eisenblech-Flageolet (Art Flöte), eine primitive Baggeige, Bauernzithern — dieser ganze Rest, der den Athem des Aufzählenden erschöpfen würde, sei wenigstens angedeutet.

Wenn man sich erinnert, daß bedeutende Kunstsammlungen ihren Ursprung in glücklichen Anläufen fanden, die der Weltberühmtheit der Gegenstände voraussetzten, so scheint es, daß hier dem Klagen noch ein Glück zu erhaschen bleibt, das nicht so bald wiederkommt. Ich hörte so etwas von 50 000 M., um die der Eigener dieser Sammlung sie hergeben würde. Fehlt nur noch der reiche Engländer oder Amerikaner, der durch sein Angebot das Gewissen heimischer Mächte weden müßte. — Friedrich Müller.

Kleines Feuilleton.

Orientalische Dekorationsmaler auf der Pariser Weltausstellung. Interessant ist es, so wird der „Köln. Volksz.“ geschrieben, die fremdländischen Arbeiter, welche in den ostasiatischen Pavillons am Trocadero die Dekorationsarbeit besorgen, bei ihrer Beschäftigung zu beobachten. Da sitzen oder knien sie auf leichten Gerüsten, den langen Kopf zusammengerollt und unter eine Netzlapppe gestekt, um den Hals große Shawls aus blauer Wolle oder grüner Seide, deren Enden ihnen gelegentlich auch als Taschentücher dienen, denn sie sind sehr empfindlich gegen die Kälte. Neben ihnen stehen schadhafte Tassen aus chinesischem Porzellan oder Fayence, in die sie den Pinsel tauchen und dann mit linker Hand in leuchtendem Rot, Grün oder Blau zierliche Blumengewinde, dicht gedrängte Personengruppen oder schreckliche Drachen auf die Wände malen. Dabei rauchen sie französische Cigaretten in dünnen Cigarrenspitzen aus Bambusrohr und sprechen zu einander, oder versuchen auch mit lebhaften Gesten, sich den französischen Arbeitern verständlich zu machen. So haben sie ihren Pariser Kameraden zu verstehen gegeben, daß sie die Franzosen in Paris und Marseille so viel freundlicher und liebenswürdiger fänden, als im fernen Indo-China, wo sie sich oft als harte Herren anspielen. Trotzdem haben sie auch hier ihr Mißtrauen noch nicht ganz überwunden, denn sie gehen nur gruppenweise von und zu ihrer Arbeit. Um 5 Uhr nehmen sie ihre Abendmahlzeit. Eine ananistische Frau bringt eine Reihe von Blechlampen und Pächchen an einem Stode hängend, den sie auf der Schulter trägt. Das Essen besteht in gekochtem Reis und klein geschnittenem Rindfleisch mit einer schwarzen Zwiebelsauce, das sie mit ihren Gabeln aus der Schüssel anspießen. Einige essen Brot dazu, andre rühren es nicht an, aber alle mögen den Wein gern. Einige der Pavillons sind ganz fertig und eine Menge von Ausstellern in rotem Fetz, gelben Pantoffeln, weißem Wurmst nehmen Besitz von ihren Plätzen und überwachen das Auspachen ihrer Waren. —

— **Die Barisal-Schüsse.** Im Distrikt Watergunge an der Mündung des Ganges hört man von Zeit zu Zeit dumpfe Detonationen, gleich dem Donner Schwerer, sehr enifernter Geschütze, ohne daß es bis heute möglich geworden ist, den Ursprung dieser Donnererschläge zu ergründen. Sicher ist nur, daß sie weder von Gewittern, noch vom Abfeuern der Geschütze herrühren können, übrigens aber weiß man weder, ob sie aus der Luft oder aus dem Boden kommen. Schon im Jahr 1889 hat die Asiatische Gesellschaft in Kallutta Fragebogen verschickt, um möglichst viel Material über die Einzelheiten des geheimnisvollen Phänomens zusammenzubringen, indessen haben die eingelaufenen Antworten kein Licht über den Ursprung desselben verbreitet. Nur soviel ergab sich unzweifelhaft, daß ähnliche Detonationen auch 220 Kilometer von Barisal entfernt bei Tunkrol von Zeit zu Zeit vorkommen werden. In jüngster Zeit hat, nach einem Bericht der „Köln. Ztg.“, Henry S. Schuer während eines fast zweijährigen Aufenthalts im Distrikt Watergunge auf vielen Reisen durch diesen Bezirk der Erscheinung eifrig nachgeforscht. Hiernach ertönen die Schüsse am häufigsten in den Monaten Februar bis Oktober, niemals aber bei schönem Wetter, sondern meist vor oder nach Regenfällen. Sie kommen im allgemeinen aus Süd und Südost, doch gelegentlich auch aus allen andern Weltgegenden. Merkwürdig ist, daß die Schüsse meist zu dreien gehört werden, einer nach dem andern in regelmäßigen Intervallen von etwa drei Sekunden, selten in längern Zwischenpausen. Manchmal hört man am Tage nur einmal dieser dreifachen dumpfen Donner, ein andres Mal aber wurden 45 Detonationen vernommen. Sie sind von Schüssen aus großen Kanonen, die in beträchtlicher Entfernung aufgestellt werden, nur schwer zu unterscheiden, auch scheint der Zustand der Atmosphäre nur einen sehr geringen Einfluß darauf auszuüben. Man hat angenommen, daß diese Detonationen aus dem Innern

der Erde stammen und vulkanischen Ursprungs sind, allein gerade in jenen Gegenden Ostindiens, wo die Schiffe vernommen werden, kommen vulkanische Erscheinungen nicht vor. Endlich ist noch zu bemerken, daß ähnliche Detonationen auch im mittlern Belgien gehört werden und dort unter dem Namen „Mist-Boeffers“ bekannt sind. Die Schiffe kommen dort häufig an schönen Tagen vor, und um sich den Ton derselben vorzustellen, muß man das Wort Dum! sehr tief aussprechen. Uebrigens sind ganz ähnliche Detonationen auch in andern Gegenden Europas bekannt, so das „Schießen der Herren vom Rothale“ in der Schweiz, welches an schwülen Tagen im Regen vernommen wird, oder auch der sogenannten Auszug des Burggeistes von der verfallenen Mitterburg Schnellert nach der Burg Rodenstein im Odenwalde. Am Bodensee kommt man die dumpfen Detonationen unter dem Namen „Seeschießen“; gelegentlich kommen solche auch an andern Orten vor, so am 17. Oktober 1899 in der Nähe von Köln. Ob diese Schiffe mit der Bitterung in einem gewissen Zusammenhange stehen, ist zweifelhaft, doch scheint ihre Ursprung in der Atmosphäre ziemlich sicher zu sein. Für die am Bodensee gehörten Detonationen hat man bezüglich des Ursprungs an Lawinstürze in den Alpen gedacht, ohne daß diese Hypothese jedoch alle Schwierigkeiten aus dem Wege räumt, ganz abgesehen davon, daß auf diese Weise die Mist-Boeffers in Belgien und die Barjal-Schiffe an der Gangesmündung nicht erklärt werden können. —

Theater.

Neue Freie Volkstheater: „s Kullerl.“ Volksstück von Karl Morre. — Der Darsteller der Titelfigur trug ein Complot vor, dessen Refrain in der Behauptung bestand, daß die Welt ein Narrenhaus sei. Als sich nach der letzten Strophe der Beifall nicht legen wollte, improvisierte er — so schien es mir wenigstens — eine neue Strophe, in der er alle ins Narrenhaus verwies, die das Volksstück tot und abgethan wähen. In der That war die Situation auch ganz eigentümlich und wohl geeignet, einem die Unverwundlichkeit des „Volksstücks“ zum Bewußtsein zu bringen. Nach Geist und Inhalt waren Stück und Publikum durch eine Welt getrennt. Auf der Bühne sah man gelegentlich eine Unverwundlichkeit der Kunst, die die Grenzen des ästhetisch Zulässigen zu überschreiten drohte — und im Parquet sahen moderne Arbeiter, die von dieser Auffassung glücklicherweise himmelweit entfernt sind. Trotzdem aber schlug das Stück durch. Man lachte, war erschrocken, gerührt, empört — ganz wie der Dichter es wollte. Das wird zum größten Teil der Raibetät des Volksstücks zuzuschreiben sein, von der wir bereits einmal an dieser Stelle sprachen. Ein andres Moment kommt aber vielleicht hinzu — die Freude am Hoffen. Die Hoffnung läßt sich nicht umbringen, meint Franz Moor, der die Menschenherzen leidlich kannte. Die Hoffnung auf den Sieg des Guten, die im Volksstück ja immer wach gehalten wird, scheint wirklich die heutige Generation ebenso sehr zu beglücken, wie die vorausgegangene. Und dann der Jubel, wenn die Hoffnung zur fröhlichen Gewißheit wird. Man weiß genau, daß die tolgeliebte Tochter, um die der Vater jammert, hinterm Busch steht. Wenn sie aber hervortritt, freut man sich, als wenn man ein Königreich geschenkt erhalten hätte. In allen Volksstücken kann man dieselbe Erfahrung machen. Man freut sich, wenn der Onkel aus Amerika kommt, oder wenn der schlechte Mann, der eigentlich gar nicht schlecht ist, sein Herz entdeckt, oder wenn sonst etwas eintrifft, das gar nicht ausbleiben konnte. Ob es einmal gelingen wird, diese unerlöschliche Raibetät der Kunst dienstbar zu machen? Und ob wir dann zu einer Volkskunst großen Stils gelangen werden? Die Hoffnung läßt sich nicht umbringen.

Im Grunde ist „s Kullerl.“ kein gutes Stück. Die Erinnerungen an die glänzenden Stunden, die man bei Anzengruber verbracht hat, kommen allzu lebhaft und lassen das Gebotene arm erscheinen. Die Charakteristik, auch in der besten Gestalt, streift nur unter die Karikatur. Die Sentimentalität ist schwer erträglich und die Handlung ist alt und tausendfach bekannt. Ein starklöpfiger Bauer will nicht, daß seine Tochter einen Knecht heiratet; sie kriegt ihn aber schließlich doch.

Es ist indessen Poesie in dem Stück, nicht viel, nur ein ganz matter Sonnenschein, aber genug, um sich daran zu freuen. Und dann hat es, wie alle Volksstücke, eine große, wertvolle, unschätzbare Eigenschaft: Es korruptiert das Publikum nicht. Plunzenthal korruptiert, weil er selbst litterarisch korrupt ist. Das naive Volksstück läßt auch das Publikum naiv bleiben. —

Die Aufführung unter Moests Regie war gut. Zunächst müssen Pilzer, Juntermann und Iwald genannt werden. Dann aber vor allen Dingen Gisela Furberg, die in der Rolle der Gabi die beste und feinste Leistung bot. Unendlich mittelmächtig war Herr Sieder, und Marie Casmanu übertrieb mit schändererregender Geistlosigkeit. Warum hat Herr Moest ihr das Handwert nicht gelegt? —

Aus dem Tierleben.

— Nutzen und Schaden der Vögel. Während der Laie die Singvögel für durchaus nützlich, die meisten andern für durchaus schädlich hält, haben in neuester Zeit namentlich italienische und slavische Schriftsteller allen Vögeln den Krieg erklärt mit der Begründung, daß sie, wo nicht direkt, so doch indirekt durch Vertilgen der

nützlichen Insekten schädelen. Die Wahrheit kam nolitlich nur durch genaue wissenschaftliche Untersuchungen festgestellt werden, namentlich durch Magenuntersuchungen. G. König hat nun, wie die „Landschau“ (Frankfurt a. M.) berichtet, ein reiches statistisches Material angeammelt und zieht aus den Ergebnissen folgende Schlüsse: Es ist nicht nur wichtig, festzustellen, was ein Vogel frißt, sondern auch wieviel, und wie er die Nahrung gewinnt; Die Spechte schaden z. B. durch ihr Behacken der Bäume mehr als sie durch Insektenvertilgung nützen; ferner ob er sie verdaut; ein Vogel der Unkrautsamen frißt, kann durch ihre Verbreitung schädlich werden, wenn er sie nicht auch verdaut. Es ist in Rücksicht zu ziehen, wie eine Vogelart sich zu andern verhält; der Spatz verdrängt die Meisen und Schwalben; ferner ob sie selbst oder ihre Eier als Nahrung dienen. Ein Vogel kann zeitweise schädlich sein, wie der Star zur Traubenreife, dennoch im allgemeinen aber nützlich. Ein Vogel kann nützliche Insekten fressen, ohne direkt schädlich zu sein, wenn diese in großen Mengen vorhanden sind und er sie nicht massenhaft vertilgt. Im allgemeinen verzehren aber die Vögel nur sehr wenige nützliche Insekten, besonders wenig von den nützlichsten derselben, den Schlupfwespen und -Fliegen, den wichtigsten Helfern bei der Bekämpfung der massenhaft auftretenden schädlichen Insekten. Auf Grund dieser Betrachtungen und der Untersuchung von 1755 Vogelmagen bestätigt König, daß Gänse, Enten, Wasserd, Turmfalben und Amdud sehr nützlich, Blaurabe, Pirol, Storch nützlich sind, daß bei Krähen, Dohlen und Star der Nutzen überwiegt, bei den Würgern der Schaden, und daß Sperber, Habicht, die übrigen Falken, Eßler, Sichelhäher und Eisvogel schädlich, zum Teil sogar sehr schädlich sind. —

Humoristisches.

— Qualifikation. Erster Referendar: „Was ist eigentlich der Kollege Mayer für ein Mensch?“

Zweiter Referendar: „So ein Dugend- und ein Durchschnittsmensch.“

Erster Referendar: „Der Glückliche, da wird er sicher Richter!“

— Sein Sehnen. Fran: „Vierhundert Mark hast Du für den Hund gegeben? Ist er das auch wert?“

Knegebelder Paulier: „Weißt Du, Rosalie, so einen Stammbaum möcht' ich haben, wie der!“
(Luft. Bl.)

Notizen.

— Im Berliner Opernhause ist eine neue einaktige komische Oper von Erik Meyer-Helund zur Aufführung angenommen. Das Werk heißt „Trischla“; das Libretto ist nach dem bekannten älteren Stück „Die Tänzerin auf Reisen“ von dem Komponisten verfaßt. —

— In dem Gastspiel der „Secessionsbühne“ in Wien werden auch Christians, Fr. Mayburg und Jean Vertens sich beteiligen. —

— Das Wiener Burgtheater hat das Schauspiel „Freilicht“ von Georg Meide zur Aufführung angenommen. —

— Im Nachlaß von Johann Strauß fand ein Mitarbeiter der „N. Fr. Pr.“ außer reichem Material für eine große Operette, Operetten-Mummern u. a. eine Mappe mit acht Walzerpartien, jede vier Nummern stark, vollständig instrumentiert, ferner eine Reihe von Walzerpartien, welche zum Teil nicht vollständig, teils gar nicht instrumentiert sind. Auch für Introduktionen zu diesen Walzern fanden sich nicht wenige Motive vor. —

— Ein neues germanistisches Fachblatt „Zeitschrift für deutsche Wortforschung“ giebt Prof. Dr. Friedrich Kluge (Freiburg) seit dem 1. April im Verlag von Karl J. Trübner in Straßburg heraus. —

t. Ueber das Testament des unlängst verstorbenen berühmten Physikers Hughes wird berichtet, daß der größere Teil des Vermögens vier Londoner Krankenhäusern zufallen wird, die etwa 6 bis 8 Millionen Mark bekommen werden. Mit den betreffenden Krankenhäusern sind ärztliche Schulen verbunden. Ferner vermacht Hughes unter anderem der „Royal Society“ in London und der Pariser „Academie der Wissenschaften“ je 80 000 Mark zur Stiftung von Preisen für originale Entdeckungen in den physikalischen Wissenschaften, besonders in Elektrizität und Magnetismus. —

— In der Bibliothek des Britischen Museums erregt die Frage große Verwirrung. Da alle in England erscheinenden Zeitungen seit 1837 Pflichtexemplare an die Bibliothek abgeben müssen, hat sich eine ungeheure Masse von Zeitungen im Britischen Museum angehäuft. Die Londoner Zeitungen allein erstrecken sich über eine Länge von 900 Meter, während man fast fünf Kilometer zurücklegen muß, um den Raum abzugehen, der den übrigen Zeitungen (englische Provinzialzeitungen und ausländische Blätter) zugewiesen ist. Wie es heißt, soll dem Parlament ein Gesetzesvorschlag vorgelegt werden, durch das die Ueberfluthung des Museums mit allen englischen Zeitungen ein wenig eingedämmt werden soll. —